

Robert B. Brandoms pragmatistische Hegel-Adaption¹

Dieter Wandschneider

1. Einleitung

Zweifellos hat der Skeptizismus seine partielle Berechtigung: als Hinterfragen von Lehrmeinungen, Sichtbarmachen fehlender Begründungen, Auflösen unausgewiesener Voraussetzungen etc. Seine Funktion im Kontext des Projekts der 'Phänomenologie' sieht Hegel bekanntlich darin, nicht an dieser oder jener vermeintlichen Wahrheit zu rütteln, sondern „die bewusste Einsicht in die Unwahrheit des erscheinenden Wissens“ herbeizuführen (3.72),² d. h. „eine Verzweiflung an den so genannten natürlichen Vorstellungen, Gedanken und Meinungen“ zustande zu bringen (3.73). Indem er dies systematisch betreibt und zu Ende führt, ist er ein „sich vollbringender Skeptizismus“ (3.72), einer, dessen Fortgang „unaufhaltsam“ ist, da er „auf keiner früheren Station ... Befriedigung zu finden“ vermag (3.74). Hegel charakterisiert dies als eine „*dialektische* Bewegung“ (3.78), die, „alle Voraussetzungen aufhebend“³, zu dem *Ziel* fortschreiten müsse, wo es *keine* unhinterfragte Voraussetzung mehr aufzuheben gibt: Dialektik als ein 'sich vollbringender Skeptizismus'.

Es ist instruktiv zu sehen, wie sich dies in der von *Robert B. Brandom* kürzlich vorgelegten Deutung⁴ darstellt. Die Untersuchung muss dabei auch auf das zugrunde liegende Logikverständnis Brandoms eingehen, wie er es in seinem tausendseitigen Werk 'Making It Explicit', deutsch 'Expressive Vernunft',⁵ entwickelt hat. Es wird sich zeigen, dass der sich vollbringende Skeptizismus im Sinn Hegels durch Brandom in einen pragmatistischen Positivismus verkehrt wird.

¹ Eine modifizierte Fassung dieses Beitrags ist erschienen in: Vieweg, Klaus/ Bowman, Brady (ed. 2006) 'Die freie Seite der Philosophie'. Hegel und die Skepsis um 1800. Würzburg 2006.

² Zitationen in dieser Form beziehen sich stets auf: G.W.F. Hegel. Werke, ed. E. Moldenhauer, K.M. Michel. Frankfurt/M. 1969 ff (Beispiel: '3.72' verweist auf Bd. 3, S. 72).

³ So hatte auch Platon die Dialektik gekennzeichnet (Politeia 533c).

⁴ Brandom, Robert B. (2001a) Holism and Idealism in Hegel's Phenomenology, in: Hegel-Studien 36 (2001), 61–95.

⁵ Deutsche Ausgabe: Brandom, Robert B. (2000) Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung. Frankfurt/M. 2000.

2. Die 'Phänomenologie' in Brandoms pragmatistischer Deutung

Brandom ist kein typischer Vertreter der orthodox-analytischen Philosophie. Hindurchgegangen durch das Fegefeuer des postmodernen Holismus eines Richard Rorty, hat er kein Problem, sich auch dem von Analytikern geächtetsten aller Metaphysiker zu öffnen. Diese Wendung der jüngsten analytischen Philosophie ist bemerkenswert und instruktiv und soll deshalb detaillierter dargestellt werden:

Brandoms Rekonstruktion der 'Phänomenologie' (2001a) macht eine Aporie in Hegels Konzeption geltend: Wesentlich für jede Eigenschaft sei, dass sie *bestimmt* ist. Entscheidend dafür sei – unter Hinweis auf das von Hegel adaptierte Spinoza-Diktum 'omnis determinatio negatio est' – die *Negation*, in Hegels Deutung näher die *bestimmte Negation*, die Brandom einfachhin als materiale Inkompatibilität deutet (2001a. 62 ff, 78). Ein gravierendes Problem sieht Brandom nun in der Bestimmung einer Eigenschaft allein durch den negierenden Bezug auf das, was sie ausschließt. Damit sei sie nicht durch sich selbst, sondern nur durch den Bezug auf andere, mit ihr inkompatible Eigenschaften bestimmt. So sei nur bestimmt, dass sich die Eigenschaften wechselseitig ausschließen, nicht mehr und nicht weniger. Diese Auffassung wechselseitigen durcheinander Bestimmtheits – gleichsam ein unendlich in sich leerlaufender Zirkel – wird von Brandom als *starker Holismus* charakterisiert, dem er einen *schwachen Holismus* gegenüberstellt, in dem er Hegels eigentlichere Position repräsentiert sieht (2001a. 66 f, 85).

Diese, wie er meint, Hegelsche Form eines schwachen Holismus nun sei Resultat *eines dialektischen Prozesses*, der dreistufig verlaufe: (A) Auf der ersten Stufe seien die unmittelbaren Sinneswahrnehmungen (Sinnes-Universalien und beobachtbare Eigenschaften) angesiedelt, unverbunden, isoliert, beziehungslos untereinander: eine gleichsam „atomistische Konzeption“. Diese sei jedoch „instabil“, da dem Sinnlichen so noch nicht *Bestimmtheit* zugesprochen werden könne (2001a. 89). Die Forderung, das noch Unbestimmte zu bestimmen, motiviere den Übergang auf die nächste Stufe:

(B) Hier werden die sinnlichen Eigenschaften – durch Vergleich und Abgrenzung – in *Relation* zueinander gesetzt. An die Stelle unmittelbaren Fürsichseins sei damit nun ein ein reines Füranderessein getreten. Doch auch diese Position sei instabil, nämlich in dem angegebenen Sinn eines starken Holismus: Die Eigenschaften seien in dieser Weise nur als sich wechselseitig ausschließend bestimmt, d. h. als „reziprok voneinander sinnabhängig“ (2001a. 90), in einem „(unendlichen) Zirkel“ wechselseitigen Bestimmens (2001a. 90). Daraus, so Brandom, ergebe sich nun die Forderung, beide Stufen zu kombinieren und zu einer dritten Stufe überzugehen:

(C) In dieser *synthetischen* Perspektive seien die sinnlichen Eigenschaften als unmittelbar für sich bestehend (Stufe A) *und zugleich* als wechselseitig einander ausschließend (Stufe B) zu verstehen, genauer: Ihre Unmittelbarkeit habe jetzt den Charakter von „Zeichen, die eine Realität ausdrücken in der Form der Relationen“ (2001a. 90). Auf dieser Stufe sei die Eigenschaft nicht mehr nur unmittelbar oder rein vermittelt, sondern habe den Charakter einer „vollständig vermittelten Unmittelbarkeit“ (2001a. 91). Ihr Fürsichsein bestehe so zugleich in ihrem Füranderessein. Diese Synthese sei nur gedanklich („theoretically“, 2001a. 90) fassbar, ein Ge-

halt, für den das unmittelbar wahrnehmbare Fürsichsein gewissermaßen als ein „Zeichen“ stehe.

Der hier pointierte Zeichencharakter der Wahrnehmung soll offenbar deren Unmittelbarkeit in einen Verweisungszusammenhang aufheben, wie er auf der zweiten Stufe gegeben ist. Die Wahrnehmung 'rot' wäre somit zugleich als gedankliche Verweisung auf 'nicht-grün', 'nicht-gelb' etc. zu verstehen. Man habe damit eine „holistische Struktur“, „zu der die *Unmittelbarkeit* der Sinnes-Universalien [sense universals] aber einen essentiellen Beitrag liefert“ (Hvh. D.W.). Dabei dürfe der Zeichencharakter des Sinneseindrucks allerdings *nicht repräsentational* gedeutet werden, d. h. als „ein Hinausgehen über sich selbst zu etwas Anderem, sondern zu etwas, das nur implizit (in einem direkten inferentiellen Sinn) in ihm enthalten“ sei (2001a. 91). Wesentlich für ein solches Verständnis sei der durchlaufene Prozess im Übergang von der ersten zur dritten Stufe, aber eben auch, dass diese Bewegung ausgehe „von etwas, das als *unmittelbar* konstruiert“ sei (2001a. 91, Hvh. D.W.).

Ich habe Brandoms Gedankengang sehr textnah wiedergegeben. Wenn daraus etwas deutlich wird, dann dieses, dass die Aussagen doch sehr im Undeutlichen verbleiben – auch wenn Brandom geltend macht, klarere Begriffe dafür gegeben zu haben, wofür Hegel noch um Ausdruck „gerungen“ [„struggling“] habe (2001a. 92). Zur Illustration zitiert er eine Passage aus der Vorrede zur 'Phänomenologie' (3.51), in der Hegel die dialektische Bewegung des philosophischen Erkennens allgemein charakterisiert (und zwar, wie der Kontext deutlich macht, als ein sich selbst bestimmendes Fortschreiten (3.52)). Brandoms Rekonstruktion wäre sonach ebenfalls als eine allgemeine Charakterisierung der Bewegung phänomenologischer Erfahrung des Bewusstseins zu verstehen.

Der von Brandom pointierte Dreischritt – sinnliche Gewissheit, Auflösung in Relationalität und Synthese von beidem – unterscheidet sich indes unübersehbar von Hegels Konzeption, vor allem durch die von Brandom geltend gemachte Rückbindung an die sinnliche Wahrnehmung. Für Hegel ist diese lediglich *Ausgangspunkt*, den das philosophische Erkennen umgehend verlassen muss. Für Brandom hingegen bildet sie die *Verankerung* eines holistischen Systems, das ohne diesen Anhalt im Sinnlichen in die Aporie leeren, wechselseitigen Bestimmens – im Sinn dessen, was er 'starken Holismus' nennt – fiele: Gerade diese Verankerung im Sinnlichen sei es, meint Brandom, was einen *objektiven Idealismus* motiviere und rechtfertige (2001a. 94), zu dem also die *Unmittelbarkeit* der sinnlichen Bestimmungen „einen essentiellen Beitrag“ liefere (2001a. 91).

Wenn dies auch nicht zutrifft, könnte es vielleicht gut erfunden genannt werden; Hegel ist *das* jedenfalls nicht. Am Anfang seines Essays fügt Brandom vorsorglich die Warnung ein, dass er auch von Hegel abweichende Argumentationen entwickeln werde, die er freilich „als korrekt und als bedeutende Einsichten“ erachte, ähnlich wie in der Mathematik immer wieder Erkenntnisfortschritte durch begriffliche Erweiterungen erreicht worden seien, beispielsweise durch die Erweiterung des Zahlbegriffs derart, dass reelle Zahlen als Spezialfall komplexer Zahlen verstehbar wurden (2001a. 61). Doch Brandoms Rekurs auf die Sinnlichkeit – auch wenn er wiederholt 'Sinnabhängigkeit' anstelle von 'Referenzabhängigkeit' geltend

macht (2001a. z. B. 93, 82) – widerspricht so sehr dem *Geist* des Hegelschen Idealismus, dass seine Konstruktion schwerlich als Hegelinterpretation durchgehen kann:

Die unmittelbar „durch sinnliche Wahrnehmung“ erfasste „objektive Welt“ – das ist hier des Pudels Kern (2001a. 93), ein vorausgesetzter letzter Grund, ein unhinterfragtes Positives also, das seinerseits nicht mehr philosophisch einholbar ist. Das ist nicht der von Hegel angemahnte ‘sich vollbringende Skeptizismus’, sondern vielmehr dessen Aufbringung, indem er in einem gegebenen Positiven positivistisch abgebrochen und still gestellt wird.

Ziel der ‘Phänomenologie’ ist demgegenüber, die mit dem Sinnlichen verbundenen Präsuppositionen – Unmittelbarkeit, Einzelheit, Unwiederholbarkeit – zu widerlegen und die begriffliche Durchklärung der Strukturen des Realen, des Verhältnisses des Subjekts zur Objektivität, der verschiedenen geistigen Dimensionen weiterzuführen bis hin zum Nachweis der Geistaffinität allen Seins. In diesem Durchmarsch wird das Sinnliche als Erstes aufgehoben, als ‘aufgehoben’ natürlich auch aufbewahrt, aber eben nicht länger *als Sinnliches* – als solches ist es ja gerade als ein Unwahres entlarvt worden –, sondern als dasjenige, was im nächsten Schritt als seine Wahrheit erwiesen wird: nicht Einzelnes, sondern Allgemeines zu sein, das in dieser Abstraktheit seinerseits dem sich vollbringenden Skeptizismus phänomenologischer Dialektik zum Opfer fällt. Alles wird zuletzt aufgehoben in den Geist, d. h. in dasjenige Tätigsein, das im Andern bei sich selbst ist.

Überblickt man diesen Gedankengang, so ist festzustellen, dass die ‘Phänomenologie’ durchgängig *Realität* – physische und geistige – thematisiert. Diese soll ihrer als falsch zu erweisenden Formen entkleidet, und das heißt für Hegel, in den *Begriff* aufgehoben werden, insofern nämlich von der Wahrheit gesagt könne, dass sie „an dem *Begriffe* allein das Element ihrer Existenz“ habe (3.15).

Doch was ist der *Begriff selbst*? Immer wieder ist bei Hegel vom Begriff als dem Agens und Telos auch aller phänomenologischen Argumentation die Rede, doch dieser selbst bleibt in ihr unthematisch, und das heißt, wie Hegel selbst betont, er bleibt *vorausgesetzt*: „Das hier Gesagte drückt zwar den Begriff aus, kann aber für nicht mehr als für eine antizipierte Versicherung gelten“ (3.55). Die ‘Phänomenologie’, die die unhinterfragten Voraussetzungen des ‘weltlichen’ Bewusstseins einzuholen und aufzuheben unternimmt, bleibt ihrerseits von einer essentiellen Voraussetzung abhängig, die sie selbst nicht einzuholen vermag. Insofern bleibt die ‘Phänomenologie’ noch *defizient*. Ihre Vollendung wäre, wie Hegel selbst betont, erst in der Form der „Logik oder *spekulativen Philosophie*“ erreicht (3.39). Diese aber sei wesentlich *Dialektik*: „dialektische Bewegung“, deren „Element der reine Begriff“ sei (3.61) und als solche „nichts hereinnehmen“ dürfe, „als insofern es begriffen wird und der Begriff ist“ (3.62), also reine „Selbstbewegung des Begriffs“ (3.65), als „dieser sich selbst erzeugende, fortleitende und in sich zurückgehende Gang“ (3.61). Erst diese logisch-dialektische Bewegung, in der ‘alles ihr Äußere, Fremde getilgt ist, kann das Programm eines ‘sich vollbringenden Skeptizismus’ wahrhaft realisieren.

3. Der unvermeidliche Zirkel in der Begründung der Logik

Die konkrete Ausführung indes sieht sich mit einem grundsätzlichen Problem konfrontiert: Um das System der Logik auszuarbeiten, müssen wir argumentieren, und dafür benötigen wir die Logik schon. Die Logik, die erst entwickelt werden soll, ist dafür schon vorausgesetzt. Auch wäre es absurd, die Logik durch ein von ihr Verschiedenes – also Nichtlogisches – begründen zu wollen, denn Begründen ist bereits eine *logische* Beziehung. Mit andern Worten: Die Begründung der Logik erfordert immer schon Logik; die Begründung setzt das erst zu Begründende hier immer schon voraus – ein nicht zu überschender *Zirkel*, der auch in Hegels Formulierung von dem „sich selbst erzeugenden, fortleitenden und in sich zurückgehenden Gang“ (3.61) Ausdruck findet. Droht hier eine *petitio principii*?

Was den erwähnten Zirkel freilich von einer *petitio* unterscheidet, ist der Umstand, dass wir aus ihm nicht herauskönnen. Demgegenüber ist die *petitio*, als Zirkelschluss, ein Argumentationsfehler: Der Beweis setzt das zu Beweisende schon voraus und büßt so allen Erklärungswert ein. Das scheint, oberflächlich betrachtet, auch hier der Fall zu sein. Der Unterschied gegenüber einer *petitio* wird aber sofort deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass der Zirkel in diesem Fall *unvermeidlich* ist: Um in Bezug auf die Logik argumentieren zu können, brauchen wir schon Logik. Die Logik ist, mit andern Worten, für unser Argumentieren so fundamental, dass wir auch dann nicht auf sie verzichten können, wenn wir über *Logik* nachdenken. Und insofern liegt hier kein trivialer Zirkelschluss vor, sondern so etwas wie ein *notwendiger* Zirkel.

Dass man aus diesem Zirkel nicht heraus kann, ist eine immer wieder bekräftigte Einsicht, wie einige kurze Hinweise auf Platon, Kant, Wittgenstein sowie Karl-Otto Apel in Erinnerung bringen mögen:

Im Verlauf von *Platons* Dialog ‘Theaitetos’ bemerkt Sokrates (196 d–e), dass die Frage nach dem Wesen der Erkenntnis immer schon Vertrautheit mit der Erkenntnis voraussetze, denn wir müssen, auch wenn das Erkennen erst erkannt werden soll, ja *erkennen*, ob ein Argument falsch oder richtig ist. Auch der Erkenntnistheoretiker ist somit unvermeidlich immer schon am Erkennen. Sokrates, wohl um den Leser nicht zu überfordern und von den gerade thematisierten Fragen abzulenken, bemerkt diesen zentralen Tatbestand eher beiläufig, so wie auch das Problem letzter Gründe nur verdeckt als ‘Traum des Sokrates’ präsentiert wird (Tht. 201d ff).

In der ‘Kritik der praktischen Vernunft’ erklärt *Kant*, es sei absurd, wenn „jemand durch Vernunft beweisen wollte, dass es keine Vernunft gebe“,⁶ ein aus der aktuellen Letztbegründungsdiskussion vertrautes Argument.

Ähnlich betont *Wittgenstein* im ‘Traktat’ die Universalität der Logik, aus der man beim Erkennen nicht herauskomme (4.041): „Um die logische Form [selber] darstellen zu können, müssten wir uns ... außerhalb der Logik aufstellen können, das heißt außerhalb der Welt“ (4.12) – bei aller holzschnittartigen Simplität des

⁶ Originalausgabe von 1788, S. 23.

'Traktat' sicher ein richtiger Gedanke: Die Logik ist für uns schlechterdings unaufhebbar. Argumentierend haben wir sie notwendig immer schon vorausgesetzt.

Zentrale Bedeutung hat das Argument des notwendigen Zirkels, wie schon erwähnt, in der von *Karl-Otto Apel* wieder eingebrachten Letztbegründungsfrage gewonnen. Entscheidend ist danach, dass die Sinn- und Geltungsbedingungen von Argumentation ihrerseits nicht durch Argumentation in Frage gestellt werden können. Sie stellen gleichsam 'letzte Gründe' aller Argumentation dar. Apel formuliert dementsprechend zwei Kriterien möglicher letztbegründbarer Aussagen:⁷ (1) Das „Kriterium der *transzendentalen Differenz*“ zwischen falsifizierbaren Argumenten einerseits und Prinzipien von Argumentation andererseits: Für letztere kann nur argumentiert werden, indem sie selbst schon vorausgesetzt werden: Das ist der unvermeidliche Zirkel. (2) Das „Kriterium des *zu vermeidenden performativen Selbstwiderspruchs* der Argumentation“ (Apel 1987, 184 f): Ein solcher tritt immer dann auf, wenn argumentierend notwendige Bedingungen von Argumentation negiert werden. Zwischen beiden Kriterien besteht also ein Zusammenhang: (1) ist die positive, (2) die negative Konsequenz aus dem Bestehen eines notwendigen Zirkels.

Um zu *Hegel* zurückzukehren: Die Unaufhebbarkeit der Logik ist nichts Anderes als das, was Hegel vom *Absoluten* sagt: Dieses könne uns durch das Erkennen nur deshalb näher gebracht werden, weil es „an und für sich schon bei uns“ sei (3.69): auch hier ein notwendiger, unaufhebbarer Zirkel, der nicht mit einer normalen *petitio* verwechselt werden darf. Zum Erkennen benötigen wir die Logik. Für *deren* Erkenntnis benötigen wir also ebenfalls Logik, die aber erst erkannt werden soll. Ist das nicht eine hoffnungslose Situation für jede Philosophie der Logik?

Wesentlich ist in diesem Zusammenhang die Einsicht, dass sich die Logik im Argumentieren *implizit geltend macht*.⁸ Das ist schon deshalb außerordentlich plausibel, weil andernfalls gar nicht argumentiert werden könnte, denn über das ausgearbeitete System der Logik verfügen wir eben nicht.

Was es heißt, dass sich die Logik *implizit geltend macht*, wird etwa beim Auftreten eines *Widerspruchs* deutlich. Das Aussagenpaar 'es regnet' und 'es regnet nicht' wird unmittelbar als unsinnig verworfen, einfach weil damit *nichts* mitgeteilt ist. Was in dem einen Satz vorgebracht wird, wird in dem andern zurückgenommen. Dementsprechend zielt sinnvolles Sprechen von sich her darauf ab, den Widerspruch zu vermeiden, auch ohne ausdrückliche Kanonisierung eines Nichtwiderspruchsprinzips. Obwohl dieses nicht explizit verfügbar ist, ist es doch implizit wirksam.

⁷ Z. B. in: Apel, Karl-Otto (1987) Fallibilismus, Konsensstheorie der Wahrheit und Letztbegründung, in: Forum für Philosophie Bad Homburg (ed. 1987) Philosophie und Begründung, Frankfurt/M. 1987.

⁸ Vgl. Wandschneider, Dieter (2005) Letztbegründung unter der Bedingung endlichen Wissens. Eine Hegelsche Perspektive, in: Diskurs und Reflexion. Wolfgang Kuhlmann zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von Wulf Kellermessel, Wolf-Jürgen Cramm, David Krause, Hans-Christoph Kupfer. Würzburg 2005, 353-372.

4. Brandoms Inferentialismus und seine pragmatistische Verankerung

Hier nun legt sich erneut der Rückgriff auf Brandoms Analysen nahe. Wie der Titel seines voluminösen Werks 'Making It Explicit' ausdrückt, ist *Explikation* dessen, was logisch zunächst implizit ist, zentrales Anliegen der Brandomschen Untersuchung, oder, wie es der deutsche Titel benennt, das Projekt 'expressiver Vernunft'. Auch hier, dies vorweg, ist das Ergebnis keineswegs vertiefte Einsicht in die Argumentation Hegels. Aber es ist wiederum instruktiv zu sehen, wie unhinterfragte analytische Vorannahmen unaufgelöst stehen bleiben und so das Projekt eines sich vollbringenden Skeptizismus vereiteln. Von daher fällt ex negativo dann auch Licht auf das Verfahren dialektischer Logik.

Was Brandom auf tausend Seiten entwickelt, hat die analytische Szene gehörig durcheinander gewirbelt, nicht zuletzt deswegen, weil er für die Sprache implizite begriffliche Strukturen geltend macht, denen er *horribile dictu* sogar *normativen* Status zuerkennt.⁹ Was sind das für Strukturen? Nichts von erregender Neuheit. Was Brandom in ermüdenden Wiederholungen beschwört, ist der *implizit inferentielle* Charakter begrifflicher Zusammenhänge, der den Begriffsgebrauch normativ bindet. Mit dem Begriff 'Baum' habe ich mich beispielsweise auch auf 'Pflanze', 'Lebewesen', 'Gegenstand' etc. festgelegt – im Grund die altvertraute Begriffspyramide. Diese Möglichkeit der *Inferenz* von 'Baum' auf 'Pflanze', 'Lebewesen' usw. ist im Begriff 'Inferentialismus' gemeint.

Zu Recht erkennt Brandom in der inferentiellen Struktur des Begriffs dasjenige, was den *Gehalt* oder die *Bedeutung* des Begriffs ausmacht. Ein Papagei ist in der Lage, 'jetzt kommt der Fritz' von sich zu geben, wenn Fritz den Raum betritt. Dennoch hat er, Brandoms Deutung gemäß, kein *Verständnis* dessen, was er plappert, weil für ihn mit 'Fritz' eben nicht 'Mensch', 'Lebewesen' etc. inferentiell verknüpft ist. Seine Lautäußerung ist lediglich die Reaktion auf einen Stimulus aufgrund einer Reiz-Reaktions-Kopplung, während der menschliche Sprecher *versteht*, dass er mit 'Fritz' sich zugleich auf 'Mensch', 'Lebewesen' etc. festgelegt hat.¹⁰ In diesem Sinn also enthält die Sprache *normative* Bindungen.¹¹

Interessant im Hinblick auf das vorher erwähnte *implizite* sich zur Geltung Bringen der Logik ist nun, dass Brandom die inferentiellen logischen Strukturen nicht als *formal*, sondern *material-pragmatistisch begründet* versteht. Beispielsweise erlaubt die Aussage 'Berlin liegt östlich von Hamburg' die materiale Inferenz auf 'Hamburg liegt westlich von Berlin'. Dieser inferentielle Übergang ist im semanti-

⁹ Hierzu ausführlich und instruktiv Knell, Sebastian (2000) Die normativistische Wende der analytischen Philosophie. Zu Robert Brandoms Theorie begrifflichen Gehalts und diskursiver Praxis, in: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 25 (2000), 225-245; siehe auch Sebastian Knells aufschließenden Bericht in der 'Zeit' (29.6.2000): 'Navigation im Raum der Gründe. Ein Paukenschlag der Gegenwartsphilosophie: Robert Brandoms pragmatische Diskurstheorie der Sprache und des Geistes'.

¹⁰ Von daher fällt auch Licht auf den in der Philosophie des Geistes immer wieder kontrovers diskutierten Begriff der *Intentionalität*, vgl. Knell 2000, 233 f.

¹¹ Brandom, Robert B. (2001b) Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus. Frankfurt/M. 2001, vgl. 71, 90, 211, 248.

schen Gehalt des etablierten Sprachgebrauchs von 'östlich' und 'westlich' begründet: Vertauschung der Relate von 'östlich' fordert gleichzeitig den Übergang zu 'westlich' und umgekehrt. Analog, so Brandom, sei Kants 'Wenn es regnet, wird die Straße nass' keine *formale* Folgerung aus einer Prämisse, sondern ebenfalls als eine 'gute', aber *material-semantisch* begründete Inferenz zu verstehen. „Das unterstellte Begreifen muss ein *implizites* sein, denn es braucht sich nur im Unterscheiden von materialen Inferenzen als gute oder schlechte manifestieren [sic!] und nicht in einer zusätzlichen Fähigkeit, das logische Vokabular zu beherrschen“ (2000. 164), und das heißt: „Die materialen Richtigkeiten des Folgerns gehen den formalen explanatorisch voraus“ (2000. 542). Dementsprechend gehe „ein pragmatistischer Ansatz von materialen Inferenzen aus – d. h. von nichtlogischem, haltgestütztem Schließen“, und damit im Grund vom *etablierten Sprachverständnis*. Von daher müsse dann „erläutert werden, wie logisches Vokabular, wie das Konditional ('wenn ... dann ...'), als expliziter Ausdruck solcher impliziten inferentiellen Festlegungen zu verstehen ist“ (2000. 168).

An dieser Auffassung fällt zweierlei ins Auge: zum einen, dass es sich hier um eine *pragmatistische* Position handelt (im Sinn der Anknüpfung an den Sprachgebrauch), zum andern die Aussage, dass die übliche Logik als *Explikation* dessen zu verstehen sei, was sich implizit im materialen Sprachgebrauch vollzieht (vgl. z. B. 2000. 185).

Zunächst kurz zum *pragmatistischen* Aspekt: Dieser geht im Grund auf die Wittgensteinsche Gebrauchstheorie der Bedeutung zurück, die diese auf den etablierten Sprachgebrauch zurückführt. Daran anknüpfend sieht Brandom den sprachlichen Gehalt in *sozialen* Strukturen fundiert. Richtig sind materiale Inferenzen danach in dem Sinn, „dass sie in der Praxis der Gemeinschaft akzeptiert werden“ (2000. 214). Dass „die inferentielle Gliederung begrifflicher Gehalte eine grundlegende *soziale* Dimension“ habe (2000. 217), sei der „Grundstein dieses Ansatzes“ (2000. 216) – eine Auffassung, die er auch Hegel zuspricht und ihn deswegen ins Lager der Pragmatisten eingemeindet (1999. vgl. z. B. 164, 177, 182, 184, 186, 188)¹²: „For Hegel all transcendental constitution is social institution“ (1999. 169). Nun, das würde ich bezweifeln, aber ich lasse es hier so stehen.

Brandom sieht allerdings auch, dass damit ein schwerwiegendes Problem involviert ist, nämlich die Frage der „objektiven Richtigkeiten ...“, an denen sich die praktischen Einstellungen, die den Bedeutungen selbst zugrunde liegen, orientieren müssen“ (2000. 214). Durch sozialen Konsens ließe sich beispielsweise nicht festlegen, dass zwei mal zwei fünf ist. Die „Objektivitätsfrage ist vielleicht die größte theoretische Herausforderung für jeden Versuch, die Richtigkeiten des Begriffsgebrauchs auf die soziale Praxis zu gründen – und die hier vertretene pragmatistische Version des Inferentialismus ist ein solcher Versuch“ (2000. 214).

¹² Brandom, Robert B. (1999) Some Pragmatist Themes in Hegel's Idealism: Negotiation and Administration in Hegel's Account of the Structure and Content of Conceptual Norms, in: *European Journal of Philosophy* 7 (1999). Unter diesem pragmatistischen Blickwinkel betrachtet Brandom Hegels Konzept 'wechselseitiger Anerkennung' als „the master idea that animates and structures Hegel's metaphysics and logic (1999. 182).

Wesentlich für die Frage objektiver Richtigkeit sei nun der Zusammenhang zwischen sprachlicher Kommunikation und *Referenz* (2001b. 218) – Referenz, die ja im Rahmen der Gebrauchstheorie eigentlich gar keinen Ort hat. Die Möglichkeit von Kommunikation „als eine Sache des Teilens von Bedeutungen“ könne letztlich nur verständlich gemacht werden durch die Funktion der Referenz: Der Zarathustra-Anhänger konnotiert mit ‘Sonne’ Anderes als der Astronom. Trotz dieser „sozialperspektivischen“ Differenz, so Brandom, können sich beide aber darüber verständigen, dass sie „über das gleiche Ding“, eben den Himmelskörper ‘Sonne’ reden (2001b. 218). „Ein Interesse an der Erklärung der Möglichkeit von *Kommunikation* kann so zu einem Interesse an *Referenz* und *Repräsentation* führen“ (2001b. 218), und dementsprechend könne „nichts als eine spezifisch *inferentielle* Praxis gelten dürfen, was nicht wenigstens implizit eine *repräsentationale* (Hvh. D.W.) Dimension enthält“ (2001b. 216).

Was Brandom im Sinn hat, ist die Bindung sprachlicher Gehalte an die *empirische Realität* – ganz analog zu seiner Argumentation bezüglich der Funktion der Sinnlichkeit im Rahmen der ‘Phänomenologie des Geistes’ (2001a. 71 f), worauf er hier ausdrücklich hinweist (2001b. 218) (wobei allerdings noch repräsentationale Abhängigkeit geltend gemacht wird, nicht die dort pointierte Form der Sinnabhängigkeit (so.)). Auch hier wird mit der Referenz auf reale Gegenstände gewissermaßen eine *Verankerung* sprachlicher Bedeutungen und, wie sich zeigen wird, selbst der *Logik* in der objektiven Realität gesucht.

Damit komme ich zur zweiten der beiden genannten Hinsichten, die Explikation der Logik betreffend: Brandom präsentiert eine intrikate Argumentation, die die Notwendigkeit von *Einzelgegenständen* als Bedingung der Möglichkeit *logischer* Grundbestimmungen erweisen soll – ein ganz aus dem Geist analytischer Philosophie motivierter Gedankengang, den ich ebenfalls kurz skizzieren möchte:

5. Subsententiale Strukturen und Einzelgegenstände

Brandoms Ausgangspunkt ist die Frege-Wittgensteinsche These, dass der Satz, als selbständiger, sinnvoller Sprechakt, „pragmatischen Vorrang“ habe (2000. 517). „Sätze sind jene Ausdrucksart, deren freistehende (also nicht eingebettete) Äußerung die pragmatische Signifikanz des Vollziehens eines Sprechakts hat“ (2000. 517). Demgegenüber sei die Äußerung eines *subsententialen* Ausdrucks (z. B. ‘Fritz’, ‘rot’), kein selbständiger, für sich sinnvoller Sprechakt; dieser mache „selbst keinen Zug im Sprachspiel“, ändere also „nicht den Kontostand der Festlegungen und Einstellungen“ in der sprachlichen Kommunikation (2000. 517). Von daher stellt sich für Brandom die – zunächst bizarr anmutende – Frage, *warum* es überhaupt subsententiale Ausdrücke wie *singuläre Termini* und *Prädikate* gibt.

Brandom geht also vom *Satz* aus, als der elementaren Form eines selbständigen Sprechakts, und sucht nun dessen Ausdifferenzierung in subsententiale Strukturen zu deduzieren. Ich werde die außerordentlich umwegige, szientistisch verklausulierte Argumentation hier nicht detailliert wiedergeben, sondern versuchen, ihren simplen Kern sichtbar zu machen:

Brandom zeigt zunächst einmal, dass subsententiale Ausdrücke im Satz unterschiedliche Funktionen haben: Von dem Satz ‘Hegel ist Philosoph’ kann ohne Ver-

änderung des Wahrheitswerts zu dem Satz 'Der Autor der ›Phänomenologie‹ ist Philosoph' inferentiell übergegangen werden. Der umgekehrte Übergang ist ebenso möglich. 'Hegel' und 'der Autor der ›Phänomenologie‹' sind vertauschbar. Der Substitutionscharakter der hier möglichen singulären Termini – im Sinn des üblichen Sprachgebrauchs – ist also *symmetrisch*.

Für das den Satzrahmen bildende Prädikat 'ist Philosoph' gilt das indes nicht. Von 'X ist Philosoph' kann ohne Veränderung des Wahrheitswerts übergegangen werden zu 'X ist Mensch'. Aber von 'X ist Mensch' kann nicht umgekehrt auf 'X ist Philosoph' geschlossen werden. Der Substitutionscharakter der hier möglichen Prädikate ist also *asymmetrisch*.

Damit wird in dem entsprechenden Substitutionsverhalten ein charakteristischer Unterschied singulärer Termini im Vergleich mit Prädikaten sichtbar. Die symmetrische Vertauschbarkeit singulärer Termini spiegelt deren *Identität* in extensionaler Hinsicht wider. Das asymmetrische Austauschverhalten der Prädikate hingegen spiegelt die schon erwähnte *inferentielle Struktur* derselben wider, also die Möglichkeit, von inferentiell stärkeren zu inferentiell schwächeren Prädikaten überzugehen, aber nicht umgekehrt.

Daran knüpft Brandom nun die Frage, warum sich der Satz gerade in *dieser* Weise ausdifferenziert. Warum gibt es singuläre Termini und Prädikate, d. h. substantiale Ausdrücke mit dem eben charakterisierten unterschiedlichen Substitutionsverhalten? Was wäre, wenn wir beispielsweise *nicht* über singuläre Termini verfügten; was würde das für die sprachlichen Möglichkeiten bedeuten?

Entkleidet man Brandoms Ausführungen der grausamen zientistischen Verklammerungen, erhält man in etwa die folgende Antwort: Gäbe es keine singulären Termini, könnte es auch keine Prädikate geben, damit auch keine inferentielle Struktur von Prädikaten und damit – siehe oben – auch keinen semantischen Gehalt von Begriffen.

Die Begründung ist simpel: Der inferentielle Übergang von 'X ist Philosoph' zu 'X ist Mensch' ist nur möglich für identisches 'X'. Demgegenüber wäre der Übergang etwa von 'Hegel ist Philosoph' zu 'Kant ist Mensch' witzlos, denn die *inferentielle Struktur* Philosoph-Mensch könnte so gar nicht sichtbar werden. Was dazu benötigt wird, sind eben extensional *identische* singuläre Termini (die also auf denselben Gegenstand referieren) in beiden Sätzen: Nur vor diesem Hintergrund der *Identität* kann die charakteristische *Asymmetrie* einer inferentiellen Beziehung hervortreten. Mit andern Worten: Sollen inferentielle Strukturen abgebildet werden können – und das ist logisch essentiell –, muss es Termini geben, die auf einen identischen Gegenstand referieren (hier 'Hegel' bzw. 'der Autor der ›Phänomenologie‹'), von dem als identischem dennoch unterschiedliche Bestimmungen prädiiziert werden können, im obigen Beispiel die, Philosoph zu sein oder Mensch zu sein.

Kurzum: Die inferentiell-*asymmetrische* Struktur von Prädikaten kann nur durch den Bezug auf einen *identischen Gegenstand* sichtbar werden. Diesem korrespondiert sprachlich die Existenz singulärer Termini (hier 'Hegel' bzw. 'der Autor der ›Phä-

nomenologiek'). Dass diese *symmetrisch* füreinander substituierbar sind, ist lediglich als *sprachlicher Reflex der Gegenstandsidentität* zu verstehen.

Da nun der Bedeutungsgehalt von Begriffen, wie Brandom durchaus zu Recht bemerkt, wesentlich durch die zwischen ihnen bestehenden inferentiellen Relationen bestimmt ist, muss es somit, damit diese sichtbar werden können, auch Gegenstände und entsprechend auch singuläre Termini geben.

Diese Argumentation könne, so Brandom, „eine *expressive Deduktion* der Notwendigkeit einer subsententialen Struktur genannt werden, die die Form von singulären Termini und Prädikaten annimmt“ (2000. 567). Gemeint ist, dass diese subsententialen Strukturen damit in ihrer Funktion *explizit* gemacht worden sind. *Deduziert* wurde hier eigentlich nichts. Aufgezeigt wurde vielmehr ein methodologischer Aspekt, nämlich dass Prädikate nur dadurch als implizit inferentielle Strukturen explizierbar sind, dass sie auf Ausdrücke bezogen werden, die auf einen identischen Gegenstand referieren. Nur weil vom Gegenstand Verschiedenes prädiert werden kann, ohne dass er dadurch seine Identität verliert, kann eben auch ein auf ihn bezogenes Prädikat inferentiell abgeschwächt werden und so die in ihm enthaltenen Inferenzbeziehungen – etwa 'ist Philosoph' impliziert 'ist Mensch' – sichtbar werden lassen.

Nachdem dies auf hundert Seiten in präntiös-hermetisch-szientistischer Diktion ausgeführt wurde sowie in ermüdenden Wiederholungen auf den übrigen neunhundert Seiten, fragt man sich nach dem Ertrag dieser Überlegungen. Brandom selbst sieht es so: „Ich bezeichne dies, ein wenig großspurig, als *eine expressive transzendente Deduktion der Notwendigkeit von Gegenständen*“ (2001b. 62). Damit ist es heraus: Das Ende der Geschichte ist auch hier wieder der *Gegenstand*, und zwar, wie der pragmatistische Kontext zeigt, der *empirische* Gegenstand, auch wenn Brandom das zumeist nicht so sagt, sondern ersichtlich bemüht ist, ontologische Commitments zu vermeiden und stattdessen an analytisch-pragmatistisch Vertrautes anzuknüpfen – 'singulärer Terminus', 'substitutionale Struktur', 'diskursive Praxis' etc. Der empirische Gegenstand soll gleichsam die Bühne dafür abgeben, dass implizite inferentielle Sprachstrukturen – die Brandom zufolge die logische Quintessenz der Sprache enthalten – explizit in Erscheinung treten können. Die Möglichkeit der logischen Explikation sprachlicher Strukturen verlangt danach die Existenz von Gegenständen.

6. Die Logik in pragmatistischer Perspektive

In dieser Perspektive wird nun der Stellenwert deutlich, den Brandom der *Logik* zuweist: Wie schon erwähnt, sind die der Sprache inhärenten inferentiellen Strukturen zunächst implizit, d. h. zunächst hat man einfach semantisch begründete *materiale* Inferenzen wie 'Berlin liegt östlich von Hamburg' impliziert 'Hamburg liegt westlich von Berlin'. Das ergibt sich einfach aus der Bedeutung von 'östlich' und 'westlich'. Um diese impliziten Bindungen nun explizit machen zu können, müsse, wie Brandom sich ausdrückt, ein „logisches Vokabular“ eingeführt werden, also spezifisch *logische* Termini, um „konstitutive Merkmale der diskursiven Praxis in Form von etwas, was *gesagt* werden kann, *explizit* zu machen, Merkmale, die vor der Einführung jenes Vokabulars *implizit* in dem enthalten waren, was *getan* wurde“.

Dies leisten Termini, „die sich als logische kraft ihrer explizit machenden Rolle qualifizieren“ (2000. 737). Zu den wichtigsten gehören laut Brandom das *Konditional* und die *Negation*: nämlich um sagen zu können, dass eine Behauptung inferentiell aus einer anderen hervorgeht oder mit einer anderen unvereinbar ist. Diese seien unverzichtbar, „wenn die Gehalte nichtlogischer (wie auch logischer) Sätze öffentlich prüfbar, diskutierbar und verbesserbar sein sollen“ (2000. 566). Aber was solchermaßen explizit wird, sei immer schon „implizit in der diskursiven Praxis enthalten“ (2000. 136). Es sei ein intellektualistischer Irrtum, „die explizite Form von Normen als die grundlegende anzusehen“ (2000. 135). Der soziale Sprachumgang prägt den sprachlichen Gehalten gewissermaßen eine implizit-logische Struktur auf. Die Logik selbst soll sich daraus, wie gesagt, durch Explikation solcher Strukturen ergeben.

Hier werde somit die pragmatistisch-linguistische Hinsicht auf der einen Seite mit der rationalistischen Hinsicht auf der andern Seite verbunden. Brandom selbst spricht in diesem Sinn von einem „linguistischen Rationalismus“ (2001b. 244f) oder auch von einem „*rationalistischen Pragmatismus*“ – eine Auffassung, die er Hegel zuordnen zu können glaubt (2001b. 52).

Das Ergebnis fasst Brandom wie folgt zusammen: Mit der „Erklärung, warum es singuläre Termini gibt“, sei „in einem wichtigen Sinn auch erklärt, warum es Gegenstände gibt“, „warum das, worüber wir sprechen, in der Form von Gegenständen mit Eigenschaften und Beziehungen daherkommt. [...] Zu fragen: Warum gibt es singuläre Termini, ist eine Art zu fragen: Warum gibt es Gegenstände? Wie merkwürdig, dass als Antwort auf beides sich ergeben wird: weil man unbedingt etwas haben muss, das bedeutet, was *Konditionale* bedeuten!“ (2000. 570). Denn das *Konditional* repräsentiert eine logische Grundstruktur.

Insgesamt also: Die sprachlichen Gehalte werden in sozialer Kommunikation konstituiert, die ihrerseits auf *Gegenstände* referieren muss: zum Einen um perspektivische Beschränkungen auszuschalten. Zum andern und vor allem aber können nur durch die Existenz objektiver Gegenstände, denen sprachlich singuläre Termini entsprechen, die impliziten inferentiellen Strukturen sichtbar werden, in denen der begriffliche Gehalt besteht. Die Ausbildung logischer Grundstrukturen wie *Negation* und *Konditional* setzt also die Existenz singulärer Termini und damit – so deutet es Brandom – die Existenz objektiver Gegenstände voraus. Kurzum: Es muss Gegenstände geben, damit es Logik geben kann – das ist in nuce die Lehre Brandoms. Seine pragmatistische Position bleibt damit auch hier zurückgebunden an ein vorausgesetztes, unhinterfragtes positiv Gegebenes, den empirischen Gegenstand, und so letztlich sogar ein *positivistischer* Ansatz.

7. Zur Kritik

Die Logik hängt danach am objektiven Gegenstand. Spielen wir das um des Arguments willen einmal weiter durch. Von dem Gegenstand ‘Philosoph’ kann inferentiell übergegangen werden zu ‘Mensch’, nicht umgekehrt. Der Grund ist darin zu sehen, dass es empirisch weniger Philosophen als Menschen gibt; die Menge der Philosophen ist in der der Menschen enthalten. Dieses Inklusionsverhältnis ist es, das die genannte inferentielle Struktur begründet. Dies legt Brandom zufolge die

Einführung einer 'logischen Vokabel' ('wenn ... dann ...') nahe, die das Konditional bezeichnet und so diese inferentielle Struktur logisch explizit zu machen erlaubt.

Deren Explikation benötigt bei Licht besehen aber *mehr*: Für das betrachtete Beispiel war wesentlich, dass *alle* Philosophen Menschen, aber nur *einige* Menschen Philosophen sind, dass es also *weniger* Philosophen *als* Menschen gibt, dass in diesem Sinn ein *Inklusionsverhältnis* von *Mengen* besteht, dass dies ein *Verhältnis* ist, ja und vor allem auch, dass dies *der Fall ist* und nicht *nicht der Fall ist*. Diese hier akzentuierten Bestimmungen 'alle', 'einige', 'weniger als', 'Menge', 'Inklusion', 'Verhältnis', 'der Fall sein', 'nicht der Fall sein' müssen also ebenfalls zur Explikation der hier relevanten logischen Strukturen aufgeboten werden.

Angenommen, wir führen diese Bestimmungen im Sinn Brandoms als 'logisches Vokabular' zusätzlich ein. Damit ist dann ein Sprachgebrauch auf der *logischen* Ebene etabliert. Ganz im Sinn Brandoms kann man aber weiter fragen, welche *impliziten* logischen Strukturen wiederum in diesem *logischen* Sprachgebrauch enthalten sind, wobei mit Brandom anzunehmen wäre, dass dem durch die Einführung weiterer 'logischer Vokabeln' leicht entsprochen werden könne.

Aber das Explizieren ist damit nicht fertig, sondern wird von der Bewegung, die es angestoßen hat, immer weiter fortgerissen. So wäre etwa auch zu klären, in welchem Verhältnis 'der Fall sein' und 'nicht der Fall sein' zueinander stehen, womit unmittelbar auch die Kategorien 'Verhältnis', 'Relat', 'Fürsichsein', 'Füranderesein' involviert sind,¹³ tatsächlich aber eine unübersehbare Mannigfaltigkeit weiterer. Denn jede derselben muss ihrerseits expliziert werden, natürlich ebenfalls wieder mittels logischer Bestimmungen – um nur einige der elementarsten zu nennen: 'Etwas', 'Bestimmtheit', 'identisch', 'verschieden', und so fort. In der Grenze, das zeichnet sich hier ab, ist die *gesamte Logik* involviert.

Kurzum: Versucht man, auf der Brandomschen Linie weiterzudenken, so zeigt sich, dass die Logik keineswegs so zu sichern ist, dass sie am objektiven Gegenstand aufgehängt wird. Soll die Logik selbst untersucht und ausgearbeitet werden, kann dies nur wieder mit *logischen* Mitteln erfolgen – was im Übrigen nicht als bloße Etablierung eines 'logischen Vokabulars' missverstanden werden darf. *So* würde nur abgebildet, was die empirische Sprachpraxis vorgibt, aber das wäre noch keine Explikation ihrer logischen Valenzen, also die logische Überprüfung ihrer 'Logizität'.

Das Unternehmen, die der Sprache inhärenten logischen Strukturen zu explizieren, führt, wie dargelegt, vielmehr zur *Ablösung* vom empirischen Gegenstand: In der Explikation von Logik wird die Logik unvermeidlich *sich selbst* zum Gegenstand und damit zu einem Gegenstand eigener Art.¹⁴ Brandoms Befund, dass das Präzizieren einen identischen Gegenstand erfordert, von dem präziziert werden

¹³ Vgl. hierzu Wandschneider, Dieter (1995) Grundzüge einer Theorie der Dialektik. Rekonstruktion und Revision dialektischer Kategorienentwicklung in Hegels 'Wissenschaft der Logik'. Stuttgart 1995. Kap. 3.

¹⁴ In einer Anmerkung Brandoms findet sich der Hinweis: „I think the logical concepts are different from ordinary empirical concepts ..., since they get their content from their explicating role“; – aber er meint damit eben die logische Explikation *empirischer* Begriffe, nicht die *Selbstexplikation* der Logik (1999. 188).

kann, bleibt davon unberührt. Aber dieser ist hier nicht mehr, wie Brandom empiristisch-pragmatisch unterstellt, logikextern gegeben, ein empirischer Gegenstand, sondern gehört der Logik selbst an. Dazu gleich mehr (8. Kap.).

Insgesamt: In Brandoms pragmatistischer Perspektive erscheint die Logik als ein Abkömmling sozialer Sprachpraxis in der Welt objektiver Gegenstände. Der Sprache ist gleichsam ein logisches Gerüst eingezogen, sodass sie, bevor noch logische Prinzipien formuliert sind, immer schon logisch funktioniert. Diese ihr immanente Logik, die immer schon im Spiel ist, kann dann auch expliziert werden. Das ist Brandoms Grundgedanke in 'Making It Explicit'.

Damit ist, wie ich denke, zutreffend der Aspekt der *Genesis* unseres logischen Bewusstseins charakterisiert. Ein Anderes aber ist die *logische Geltung*. Brandom ist permanent in Gefahr, beides zu konfundieren. Die Quintessenz seiner Überlegungen kann so resümiert werden, dass sein Rekurs auf den sozialen Sprachumgang in einer objektiven Gegenstandswelt den *genetischen* Aspekt sprachlich-logischer Strukturen ins Auge fasst und als fundamental auszeichnet. Im Sinn der pointierten Unaufhebbarkeit der Logik (s. Kap. 3) ist demgegenüber darauf zu bestehen, dass die *Logik*, nicht der Sprachumgang, *geltungstheoretisch fundamental* ist. Brandoms Pragmatismus hat als solcher nur die Genesis im Visier und übersieht dabei den Geltungscharakter der Logik, den er für seine eigene Argumentation im Übrigen immer schon *voraussetzt*.

Auch diese Geltungsfunktion noch logisch einzuholen: Das ist, recht verstanden, das Programm einer Explikation der Logik mit logischen Mitteln, also der *Selbstexplikation* der Logik. Konkret: Jeder logische Bestimmungsschritt fordert, wie gesehen, weitere logische Bestimmungsleistungen, ja im Prinzip die Einbeziehung der gesamten Logik. Das unter dem Titel 'Making It Explicit' gestartete Brandomsche Unternehmen führt somit in der Konsequenz, recht verstanden, zu dem Projekt einer *Explikation der Logik vermittels Logik* – und das ist, denke ich, ein genuin *Hegelsches* Projekt. In Brandoms pragmatistischem Philosophie-Verständnis bleibt das freilich im Dunkeln. Aber eine Ahnung davon muss ihn tangiert und wohl auch beunruhigt haben, wie die unübersehbare Affinität zu Hegelschem Denken vermuten lässt. Seit Langem hat er ein Buch über Hegel angekündigt – zur 'Phänomenologie' –, das, wie man hört, in Arbeit ist.

8. Die Alternative: Dialektik als selbst-induziertes Explizieren

In welchem Sinn die Explikation der Logik mit logischen Mitteln insbesondere die Form der *Dialektik* erfordert, möchte ich abschließend noch kurz skizzieren. Ich bin dieser Frage in früheren Arbeiten ausführlich nachgegangen.¹⁵ Exemplarisch lassen sich diese Überlegungen hier in einer – sich vom Hegeltext lösenden – *Rekonstruktion* der Hegelschen Argumentation am Beginn der 'Logik' verdeutlichen:

Worum es grundsätzlich geht, ist, wie gesagt, die Explikation der in der Sprache implizit wirksamen Logik. Dazu müssen wir auf die verfügbaren sprachlichen Mittel zurückgreifen. In *genetischer* Hinsicht wird die Logik damit vorausgesetzt; zu

¹⁵ Z.B. Wandschneider 1995.

explizieren ist ihr *Geltungscharakter*. Entscheidend dafür ist, dass alle Beliebigkeit ausgeschaltet wird, was zu der wohlbekanntem Forderung eines *voraussetzungslosen Anfangs* führt – ‘voraussetzungslos’ freilich nicht bezüglich der unverzichtbaren sprachlichen Mittel (die, wie gesagt, für die Genesis des logischen Denkens vorausgesetzt sind), sondern im Hinblick auf den *Stand der Explikation*: Diese muss bei Null beginnen.

Am Anfang steht so die Frage, was für das Explizieren selbst wesentlich ist – offenbar die Möglichkeit auszusagen, dass etwas der Fall ist, kurz: dass es *ist*. Den Ausgangspunkt bildet solchermaßen eine *Seinsbestimmung* in diesem prädikativen Sinn von ‘der Fall sein’. Damit ist noch keinerlei inhaltliche Bestimmung, sondern zunächst nichts als die Möglichkeit der Prädikation selbst ausgesagt und somit ein Nichts an Gehalt.

Indem auf dieses ‘Nichts’ nun, wie ich es gerade selbst getan habe, reflektiert wird, wird eben dieses ‘Nichts an Gehalt’ als ein gegenüber der Bestimmung des Seins *neuer Gehalt* sichtbar, der nun die Kategorie des *Nichtseins* fordert. Die Einführung der Bestimmung des Seins generiert zugleich einen neuen Tatbestand, der seinerseits als Negation von ‘Sein’, als ‘Nichtsein’ zu kategorisieren ist.

Damit hat man nun nicht mehr nur eine, sondern zwei Bestimmungen, das Gegensatzpaar ‘Sein’ und ‘Nichtsein’, und infolgedessen erneut eine *veränderte* Situation: Von der Kategorie ‘Sein’ kann jetzt nämlich ausgesagt werden, dass sie die Kategorie ‘Nichtsein’ *nicht ist*. Das heißt also, dass die Kategorie ‘Sein’ nun selbst etwas von Nichtsein an sich hat, obwohl sie semantisch als *Gegenteil* von ‘Nichtsein’ bestimmt ist, oder richtiger gesagt: *weil* sie als das Gegenteil von ‘Nichtsein’ bestimmt ist; denn genau deshalb gilt ja, dass sie ‘Nichtsein’ *nicht ist*. Die Kategorie ‘Sein’, deren semantischer Gehalt ‘Sein’ und nicht ‘Nichtsein’ ist, hat eben deshalb auch Nichtsein an sich. Ihre Bedeutung ist ‘Sein’, aber weil sie eben deshalb die Bedeutung ‘Nichtsein’ *nicht ist*, stellt sich Nichtsein damit jetzt als eine *Eigenschaft* der Bedeutung ‘Sein’ heraus; diese ist insofern *nichtseinsartig* – ein Sachverhalt, den Platon im ‘Sophistes’ entdeckt und schon systematisch nutzbar zu machen unternommen hat (z. B. 256d ff)¹⁶.

Freilich, indem die Bedeutung ‘Sein’ nichtseinsartig *ist*, kommt ihr nun wieder die Eigenschaft ‘seinsartig’ zu. Von dieser wiederum ist festzustellen, dass sie ‘nichtseinsartig’ *nicht ist*, sodass ‘seinsartig’ insofern wiederum nichtseinsartig ist. Aber indem es nichtseinsartig *ist*, gilt erneut, dass es seinsartig ist, und so fort. ‘Seinsartig’ und ‘nichtseinsartig’ schlagen beständig ineinander um. Dieses *oszillierende* Verhalten ist das Charakteristikum einer *antinomischen Struktur*, die ein Ausdruck dafür ist, dass die involvierten Prädikate, hier die Kategorien ‘Sein’ und ‘Nichtsein’¹⁷ in diesem Kontext, je für sich genommen, keinen Sinn haben, sondern

¹⁶ Hierzu auch Düsing, Klaus (1997) Dialektikmodelle. Platons ‘Sophistes’ sowie Hegels und Heideggers Umdeutungen, in: Wandschneider, Dieter (ed. 1997) Das Problem der Dialektik. Bonn 1997.

¹⁷ Es lässt sich zeigen, dass der antinomische Charakter auf der *Eigenschaftsebene* analog auf der *Bedeutungsebene* gegeben ist; vgl. Wandschneider, Dieter (1993) Das Antinomenproblem und seine pragmatische Dimension, in: Stachowiak, Herbert (ed.): PRAGMATIK, Bd. IV, Hamburg

vielmehr *untrennbar zusammengehören*. Sie bilden sozusagen eine Sinneinheit: Sein, das gleichermaßen Nichtsein ist, und umgekehrt.

Dem Verdacht, dass hier ein *Widerspruch* zutage tritt, der eine fehlerhafte Argumentation sichtbar macht, kann mit dem Hinweis begegnet werden, dass Sein und Nichtsein, wie die entwickelte Überlegung zeigt, hier nicht in derselben Hinsicht ausgesagt werden, sondern verschiedene Hinsichten betreffen: Was in einer Hinsicht Sein ist, ist in einer andern Hinsicht Nichtsein:¹⁸ Das Sein von 'Stuhl' ist zugleich Nichtsein von 'Tisch'.

Doch was ist das für eine Kategorie, die Sein und Nichtsein dergestalt *synthetisch* in sich vereinigt? Ich habe an anderer Stelle,¹⁹ mit guten Gründen, wie ich glaube, dafür argumentiert, dass es sich um die Kategorie *'Bestimmtheit'* handelt (und nicht um die Kategorie 'Werden', wie Hegel geltend macht). In der Tat ist ein So-Bestimmtes ein *Sein*, das zugleich ein Anders-Bestimmtes *nicht ist*. 'Bestimmtheit' *vereinigt* in sich dergestalt den Gegensatz von Sein und Nichtsein, dies aber in der Weise, dass sich damit zugleich ein *neuer Gegensatz* eines So-Bestimmten und eines Anders-Bestimmten auftut. Wie sich zeigen lässt,²⁰ führt dies erneut zu einer antinomischen Beziehung, die ihrerseits beide als untrennbar zusammengehörig ausweist und so zu einer neuen synthetischen Bestimmung führt, und so fort.

In dieser Weise lassen sich – was ich hier nur andeuten konnte – die logischen Grundbestimmungen Schritt für Schritt in der Form einer *dialektischen Argumentation* rekonstruieren. Dies garantiert, dass *der Fortgang des Verfahrens sich aus dem jeweils vorhergehenden Verfahrensschritt ergibt*. Das Verfahren bedarf deshalb keiner äußeren Anleitung, sondern ist vollständig durch sich selbst determiniert. Sein Sinn ist es zu explizieren, was zunächst nur implizit vorhanden ist. Doch wieviel ist nicht implizit vorhanden! Der entscheidende Gedanke hier ist nun, dass das zu Explizierende nicht ein Beliebiges in der unüberschbaren Menge impliziter Gehalte, sondern durch das Verfahren selbst vorgegeben ist: Jeder Explikationsschritt schafft ja zugleich eine neue, veränderte Situation, die als solche einen neuen, impliziten Tatbestand repräsentiert, der nun im nächsten Verfahrensschritt expliziert werden muss, wodurch wiederum ein neuer impliziter Tatbestand induziert wird, der erneut einen Explikationsschritt erfordert, und so fort: ein Prozess *selbst-induzierten Explizierens*. Jede erreichte Stufe nötigt – durch ihr Erreichen – dazu, sie zu verlassen und eine neue Stufe zu etablieren, deren Erreichung wiederum nötigt, zu einer neuen Stufe überzugehen, und so fort – in der Tat ein im Hegelschen Sinn 'sich vollbringender Skeptizismus'.

Die Pointe besteht also darin, dass jeweils genau derjenige implizite Gehalt expliziert wird, der durch den jeweils vorhergehenden Verfahrensschritt *selbst induziert* wurde, dadurch konkret fassbar ist und durch die damit entstandene Explikations-Diskrepanz von 'implizit' und 'explizit' das Verfahren weiterleitet. Die Weise des Fortschreitens ist so vollständig aus sich selbst bestimmt. Es muss nicht von

1993; Wandschneider 1995.

¹⁸ Sehr verkürzt ausgedrückt; ausführlich hierzu z.B. Wandschneider 1995, Kap. 3.2.

¹⁹ Z.B. Wandschneider 1995, vgl. Kap. 3.3.

²⁰ Wandschneider 1995, Kap. 3.5.

außen gezogen oder geschoben werden, und auch der Inhalt ist nicht von außen hergenommen, sondern vom Verfahren selbst hervorgebracht. Hegels Rede von der 'Selbstbewegung des Begriffs' gewinnt in dieser Perspektive eines 'sich vollbringenden Skeptizismus' einen nachvollziehbaren Sinn.

War es vielleicht dies, was Brandom im Projekt des 'Making It Explicit' *eigentlich* vorschwebte, aber – den Analytiker und Pragmatisten nicht verleugnen könnend – letztlich in einer objektiven Welt und sprachlich verfassten Gesellschaft glaubte verankern zu müssen? In einem *empirisch-pragmatistisch Vorgegebenen* also, das als solches für das philosophische Verstehenwollen freilich eher als bloße Wiederholung der *Frage* erscheint denn als deren Klärung.

Naturwissenschaft und Methode in Hegels Naturphilosophie

Herausgegeben von
Wolfgang Neuser

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2009

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: 3d crossroad with gold ball © shutterstock.com

Bindung: Buchbinderei Diehl+Co. GmbH, Wiesbaden

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-3765-8

www.koenigshausen-neumann.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de